

Nadeschda B.

**Im 20. Jahrhundert von den Stürmen und Brisen der Zeitläufte durch Europa
und Asien geweht**

– in Kaliningrad¹ bei Kant am Dom gestrandet

Dieser Bericht wurde postum von einer Freundin der Zeugin verfasst. Er beschreibt wie Nadeschda B. aus der damals sowjetischen Republik der Ukraine in Kyjiw geboren wurde und während des Zweiten Weltkrieges nach Berlin kam, um dort für Deutsche zu arbeiten. Schlussendlich landete Nadeschda B. in Kaliningrad, dem alten Königsberg, wo sie als Wächterin für das Kantmausoleum bis zu ihrem Tod arbeitete.

Ich bin Nadeschda B. Ich komme hier zu Wort, ohne es noch erheben zu können. Als diese Zeilen über mein Leben mit einer gewissen Mühe zusammengestellt wurden, habe ich mich bereits auf den Friedhof im Westen Kaliningrads an der Straße nach Fischhausen² zurückgezogen. Dort wurde ich in der Woche nach dem 30. November 1996 beigesetzt. An diesem Tag bin ich nämlich in meiner Wohnung in der vormaligen Beckstraße in Königsberg verstorben. Ich sei friedlich verschlafen, behaupten die, die in meinen letzten Tagen um mich waren. Widersprüchlich sind die Urteile der Menschen. Hatten mich doch nur drei Tage zuvor zwei Ärztinnen untersucht und festgestellt, dass ich noch einige Zeit leben könne. Ich sei nur geschwächt und müsse zu Kräften kommen. Meine Freundinnen in Deutschland, Hanna Sch. und Renate Fr. hatten die Untersuchung veranlasst.

Die beiden kannte ich schon seit 1991. Im April dieses Jahres gehörten sie zu den Ersten, die aus Deutschland zu uns nach Königsberg kamen. Sie eröffneten den unablässigen Strom der Touristen in unsere russische Exklave. Die meisten kamen bei mir vorbei, am Dom. Den gab es zwar eigentlich nicht mehr. Ich bewachte aber die Ruine des Doms und die daran angelehnte Gruft Kants an der Nordostecke.³ Als Hanna und Renate damals kamen, befand sich am Pregelufer in

¹ Kaliningrad heißt diese Stadt erst seit 1946. Bis zu diesem Zeitpunkt hieß sie Königsberg und war die Hauptstadt Ostpreußens.

² Heute Primorsk in der westlichen russischen Oblast' Kaliningrad.

³ Der Königsberger Dom ist das einzige noch verbliebene mittelalterliche Gebäude in der heutigen Stadt Kaliningrad und steht in engem Zusammenhang mit der Stadtgründung Königsbergs. An seiner Nordostecke befindet sich ein Mausoleum für den bekanntesten Bürger der Stadt Königsberg – für Immanuel Kant. Kants Bedeutung als Vordenker der Aufklärung mag dazu geführt haben, dass der Dom – anders als das Königsberger Stadtschloss –

der Nähe des Kantgrabes noch eine Reihe Skulpturen, die ich mitbewachen musste. Die angeschlossene Domruine war vollkommen ungesichert, sogar das Hauptportal hatte das Gittertor noch nicht. Das wurde aber dann gleich im Frühjahr angebracht. Ich erhielt den Schlüssel, um den Besuchern Einlass zu gewähren. Es gab sonst keinen Zugang. Es sei denn, man kletterte über die Brüstung der hohen Kirchfenster.

Als Hanna und Renate im Sommer 1991 schon wieder nach Königsberg kamen, mussten sie das auch. Zumindest Hanna habe es getan, sagte sie mir. Ich konnte ihnen den Dom nicht öffnen; denn ich war wieder einmal krank. Sie fanden mich deshalb auch nicht in meinem Tagesdomizil in dem Bauwagen unter der großen Straßenbrücke⁴, die schon seit Jahren die in russischer Zeit öde Dominzel überquert. Dort fanden mich die Besucher gewöhnlich, wenn ich nicht gerade am Dom beschäftigt war. Im Sommer 1991 hatte es mich so erwischt, dass ich wieder einmal ins Spezialkrankenhaus für Krebskranke im Norden Kaliningrads eingeliefert werden musste. Seit der Verstrahlung in Tschernobyl hatte ich Beschwerden. Bei mir hatte sich Blutkrebs entwickelt. Der hatte zur Vergrößerung meiner Milz geführt.

Erst nach 1986 war ich nach Königsberg gekommen. Da war ich schon Rentnerin. Ich war froh, als mir die Stadt die Aufgabe einer Wächterin des Kantgrabes übertrug. So hatte ich ein kleines Zubrot, und die Aufgabe machte mir sogar Spaß. Die größte Schwierigkeit noch in der bolschewistischen Zeit waren die Blumen. Es war oft schwer, ein paar Blumen für das Kantgrab aufzutreiben. Sie gehörten zwar nicht zum Soll meiner Aufgabe, aber es schien mir eine notwendige Geste, sie dort abzulegen. Wenn es auch nur eine Blüte war, so zeigte sie doch, dass dem Geist dieses Mannes in seiner Stadt noch gedacht wurde. Das hat übrigens viele Menschen, die seit der Öffnung auf die Dominzel gekommen sind, überrascht und gefreut.⁵

Mit der Öffnung setzte sich auch bald die Idee durch, den Dom wieder aufzubauen. Mit den Bauarbeiten nahm der Verkehr und leider auch der Vandalismus zu. Der Skulptur Walters von der Vogelweide haben sie z.B. die Nase abgehauen. Die Skulpturen wurden deshalb schon 1994 weggebracht. Die Sicherung und der Ausbau des Domes schritten aber voran. 1995 wurde die Turmuhr angebracht und die Turmhaube aufgesetzt. Als 1996 der Dachstuhl

nicht gesprengt wurde, sondern als Solitär auf der nun völlig brachliegenden Insel steht. Der Dom wurde in den 1990er Jahren wieder aufgebaut.

⁴ Diese Hochbrücke ersetzt seit den 1960/70ern die alte Kneiphöfische Langgasse.

⁵ In der Sowjetunion etablierte sich der Brauch, dass Hochzeitspaare am Kantgrab Blumen niederlegten, dieser Brauch hat sich bis heute erhalten. Auch die Gesellschaft der Freunde Kants und Königsbergs hat die Tradition der ursprünglichen Freunde Kants wieder aufgenommen an Kants Geburts-, und Todestag Blumen niederzulegen.

errichtet und das Kirchenschiff abgedeckt wurde, war ich schon nicht mehr auf der Insel.

Es hatte vielleicht mehrere Gründe gegeben, weshalb die Stadt mich mit der Aufgabe betraut hatte die Gruft Kants zu hüten. Einer war sicher, dass ich einigermaßen Deutsch sprach. Zu meiner Zeit in der Stadt gab es wenige Leute, die diese Sprache beherrschten. Die meisten Besucher kamen eben aus Deutschland. Die ganze Stadt gehörte ja bis 1945 zum

Deutschen Reich und viele der Leute waren hier geboren. Aber sie waren Jahrzehnte nicht hier gewesen und mussten sich wieder orientieren. Manchmal konnte ich Auskunft geben.

Deutsch hatte ich in Deutschland gelernt. Dort war ich 1941 als Fremdarbeiterin hingekommen. Ich gehörte zu denen, welche die Deutschen in Kyjiw in der Ukraine aufgegriffen hatten und nach Deutschland deportierten. Ich kam nach Berlin zu einem älteren Ehepaar, in den Haushalt. Mir ging es gut dort. Als seit 1991 so viele Deutsche zu mir auf die Dominsel kamen, war ich froh, mit ihnen Deutsch sprechen zu können. Vor allem auch, um Menschen, die mich verstanden – auch meine Gefühle, nicht nur meine Worte – ohne Gefahr die Wahrheit zu sagen. Das formulierte ich kurz gefasst etwa so: „Deutsch habe ich in Deutschland gelernt, in Berlin-Neukölln. Ich war da im Krieg bei guten Menschen. Sie führten dort eine Gastwirtschaft, in der ich arbeitete. Bei ihnen habe ich Deutsch sprechen und Klavier spielen gelernt. Damals war ich glücklich.“ Als russische Arbeiterin glücklich in Berlin, einer Stadt auch, in der dann bald täglich Bomben fielen. Dass ich da glücklich war, weiß ich heute natürlich besser, als ich das zu jener Zeit ahnen konnte; denn heute weiß ich erst, dass sich für mich in den folgenden Jahrzehnten wenige Gelegenheiten zum Glücklichsein ergaben.

Nach dem Krieg war ich in Berlin einige Monate Dolmetscherin für meine sowjetischen Brüder in der Armee, musste dann aber zurück in die Ukraine.⁶ Von dort konnte ich den Kontakt mit meiner Familie in Berlin, wie wir es verabredet hatten, nicht mehr herstellen. Bald nach dem Neuanfang heiratete ich. Meine Ehe währte aber nicht lang - auch deshalb, weil meine Schwiegermutter mich als „Deutsche“ diffamierte. Nichtsahnend hatte ich ihr und anderen Ukrainern erzählt, dass es in Deutschland auch schön war und wie schön die Wohnungen und Straßen waren, sauber und gepflegt. Das wollte Sie nicht hören. Weil ihr Sohn nicht mit einer „Deutschen“ zusammen sein sollte, wurde unsere Ehe schließlich geschieden.

⁶ Eine bis 1991 bestehende Sowjetrepublik unter Moskauer Herrschaft. Seit 1991 unabhängig.

Auch andere Ukrainer machten mir Schwierigkeiten, weil ich bei den Deutschen gewesen war und noch lebte. Ich sollte deshalb in ein Lager kommen. Aus diesem Grund ging ich aus der Ukraine fort, zunächst nach Wladiwostok. Dort arbeitete ich als Lehrerin und unterrichtete Russisch. Vor dem Krieg hatte ich ja drei Jahre studiert. Wenn ruchbar wurde, dass ich in Deutschland gewesen sei, brachte mir das immer wieder Ärger ein. Zuerst wich ich aus nach Taschkent in Mittelasien, später in einen Ort hinter dem Ural. 1965 ging ich zurück nach Kyjiw. Dort lebte ich dann in den folgenden Jahren mit meiner älteren Halbschwester zusammen bis zu deren Tod. Dann kam Tschornobyl. Ich geriet auch in die Verstrahlung. Wegen der radioaktiven Belastung in der Ukraine tauschte ich 1986 die Wohnung und zog nach Kaliningrad.

Als ich in diese Stadt kam, war ich schon alt und froh, dass ich an der Domruine stehen und das Kantgrab bewachen durfte. Es war doch noch ein Stück Deutschland, der alte Königsberger Dom – wenn auch nur ein ruiniertes Abglanz seiner alten Pracht. Ähnliches sagte ich den Deutschen meistens, wenn ich nicht fürchten musste, dass unter ihnen meine Landsleute waren, die Deutsch verstanden. Dann konnte ich bedenkenlos hinzufügen: „Ja, ich bin glücklich hier.“ Einmal, ich glaube es war auch schon 1991, kam eine deutsche Journalistin, Ulla Lachauer, zu mir und ließ mich in ihrem Film im Interview auftreten. Woher ich mein Deutsch habe, fragte sie. Auch da konnte ich nur antworten: „Ich war in Berlin bei deutschen Leuten. Es war sehr gut. Ich möchte zurück. Ich war keine Sklavin.“ Frau Lachauer erstaunte das offenbar. Sie wandte ein, dass ich doch Fremdarbeiterin gewesen sei. Ich musste damals deutlich wiederholen: „Ich war keine Sklavin, es war sehr gut.“

Das hörten damals auch zwei Deutsche, Frau M. aus Lübeck und Dr. Sch. aus Lenggries.⁷ Um mir den Wunsch zu erfüllen, noch einmal nach Deutschland zu kommen, nahmen sie einen beträchtlichen Aufwand an Amtsgängen und auszufüllenden Formularen in Kauf. So kam ich noch einmal nach Deutschland, nach Lübeck. Den beiden verdanke ich außerdem eine eingehende ärztliche Untersuchung. Medikamente brachten mir eine vorübergehende Linderung, die ärztliche Diagnose aber auch die Gewissheit, dass bei der fortgeschrittenen Milzschwellung, eine Heilung nicht mehr möglich war.

1945 hatte ich also nach Kyjiw zurückkehren können, wo ich meine Kindheit und Jugend verbracht hatte und wo ich am 1. Oktober 1920 geboren worden war. Nach meinem „Ausflug“ nach Berlin und meiner Rückkehr nach Kyjiw begann aber eine lebenslange Odyssee, die mich erst in Kaliningrad stranden ließ. Jetzt

⁷ Gemeinde in Bayern.

ruhe ich hier am Friedhof an der Fischhauser Straße – in russischer Erde – und dennoch unter Deutschen; denn die wurden hier jahrhundertlang begraben.